„Mama, ich gehe nach Europa“

Zehntausende schwammen von Marokko in die spanische Exklave Ceuta, viele ertranken. Über zwei Dutzend Migranten berichten dem SPIEGEL, marokkanische Sicherheitskräfte hätten sie über die Grenze gedrängt. Eine Rekonstruktion.

Von Dunja Ramadan, Jan Petter, Zoé Kammermann und Katrin Kuntz,

Der SPIEGEL, 05.08.2026

Nachdem er dem Tod entkommen war, ist Souleymane Griene auf den Friedhof geklettert, um sich auszuruhen. Seit drei Tagen schläft er hier in Ceuta zwischen weißen Grabsteinen unter freiem Himmel, ein Handtuch als Decke. Seine Füße stecken in Schlappen mit unterschiedlichen Varianten des Lacoste-Krokodils.

Er ist 20 Jahre alt, kaut nervös auf seinen Fingernägeln, an seinen Waden sind Schnitte von den scharfkantigen Felsen. Mit fünf Freunden sitzt er an diesem Montag unter einem Olivenbaum. Sie seien Schulfreunde aus Ksar-al-Kebir, einer Stadt im Norden von Marokko. Alle hätten sie eine Ausbildung, aber keine Arbeit. Zwei weitere, sagen sie, würden vermisst, seit die Gruppe am Donnerstagnachmittag über die Grenze von Marokko nach Spanien geschwommen sei.

Griene ist zuversichtlich, von hier bald aufs europäische Festland zu kommen. Im Flugzeug oder per Schiff. Spanien sei ein guter Ort. Sein Onkel lebe bereits dort, fahre einen schwarzen Audi RS6. Griene streicht sich über die Stoppeln am Kinn, stützt die Arme ins Gras: »Mein Vater in Marokko hat kein Auto – er fährt ein Fahrrad.« Als Automechaniker verdiene er umgerechnet 700 Euro, sagt Griene. In Europa könnte es das Doppelte sein, glaubt er.

Griene und seine Freunde waren nie dort, haben Europa aber auf Instagram gesehen. Schöne Parks und saubere Straßen, Videos junger Männer, die Bündel

voller Geldscheine zeigen. Auch eine Familie könne man sich als junger Mann dort leisten. Europa können sie noch immer nur in der Ferne sehen, auf der anderen Seite des Meeres ist die spanische Küste zu erahnen. Er hat neben der Schule ein paar Brocken Deutsch gelernt, er sucht ein Wort. »Ceuta ist für uns, wie sagt man … libertad … Freiheit.«

Als die Freunde vergangene Woche in einem Video der marokkanischen Nachrichtenseite Hespress sahen, dass die Grenze nach Ceuta offen sein soll, legten sie umgerechnet jeweils knapp 20 Euro zusammen, stiegen im Grenzort Fnideq sechs Stunden später aus einem Taxi, liefen zum Zaun, packten ihre Smartphones wasserdicht in Frischhaltefolie ein – und schwammen durchs Meer nach Ceuta. »Es fühlte sich an wie ein Abenteuer«, sagt er. Schon am Strand seien sie an drei Leichen vorbeigestiegen, sagt er, im Wasser seien viele mehr geschwommen.

Er sagt: »Ich hatte zuerst weniger Angst vor dem Meer als vor einem Leben ohne Zukunft.«

Ceuta ist eine Kuriosität der Geschichte: eine spanische Stadt auf afrikanischem Boden, seit dem 17. Jahrhundert, heute ist sie EU-Territorium auf dem gegenüberliegenden Kontinent. Der Weg aus der marokkanischen Grenzstadt Fnideq nach Ceuta ist kurz. Zahlreiche Menschen pendeln täglich mit Arbeitserlaubnis.

Die Stadt liegt auf einer Halbinsel, die ins Mittelmeer ragt, auf drei Seiten von Wasser umgeben, auf der vierten mit drei Grenzzäunen befestigt: Dazwischen liegt ein bis zu 700 Meter breiter Streifen Niemandsland, gesichert mit Hightech und vielen Kameras. Marokko erhält jährlich Millionen Euro aus Europa, damit niemand irregulär über diese Grenze gelangt.

Nur der Weg über das Meer war bislang kaum gesichert. Es schien wie eine natürliche Barriere. Bis vergangene Woche.

So wie die acht jungen Männer aus Ksar-al-Kebir kamen in den vergangenen Tagen mindestens 50.000 Migranten in die spanische Exklave mit ihren 84.000 Einwohnerinnen und Einwohnern. Manche Berichte sprechen gar

von 60.000 oder 80.000. Es ist eine historisch hohe Zahl an diesem Ort. Ausgelöst wurde der Massenansturm nicht durch einen Krieg wie bei der Flüchtlingskrise 2015. Sondern vermutlich von Hunderten, wenn nicht Tausenden Videos und Fotos auf sozialen Netzwerken wie TikTok, in denen die Nachricht von der vermeintlich offenen Grenze sich verbreitete.

Es schien vielen die Chance ihres Lebens zu sein. Für etliche Marokkaner ist Ceuta der reiche Außenposten einer anderen Welt, in der es besser zugeht. Ein verheißungsvoller europäischer Fleck auf dem eigenen Kontinent.

Und so kamen Jugendliche und junge Erwachsene, Frauen und Kinder. Sie klammerten sich an Reifen fest, sie schwammen in ihrer Kleidung, sie hielten sich aneinander fest, es war ein Gedränge im Wasser, die einen rissen die anderen in Panik mit nach unten. Nach bisherigen Angaben starben mindestens 141 Menschen.

Der Massenansturm löste in Europa eine Krise aus. Es waren Bilder von Kontrollverlust, wie die EU sie seit dem Jahr 2015 um jeden Preis vermeiden will. Daran ändert auch nicht, dass die meisten Ankömmlinge binnen Stunden Ceuta wieder verließen, weil sie kein Wasser und keine Nahrung erhielten und der Weg übers Meer ohne gültige Papiere versperrt war. Ein Großteil der Migranten war bis Anfang der Woche wieder zurück nach Marokko gekehrt.

Die Frage, wie es dazu kommen konnte, steht seitdem in der Welt. Die EU zerstritt sich sofort öffentlich, Italien setzte das Schengenabkommen mit Spanien vorübergehend aus, 22 von 27 Staats- und Regierungschefs kritisierten in einem Brief Spanien, darunter Bundeskanzler Friedrich Merz.

Der SPIEGEL hat in den vergangenen Tagen mit mehr als zwei Dutzend Menschen auf beiden Seiten der Grenze gesprochen. Die Migranten berichten nahezu ausnahmslos davon, von marokkanischen Sicherheitskräften über die Grenze getrieben worden zu sein. Oft mit Gewalt. »Sie haben uns geschlagen, damit wir weiter nach Spanien gehen«, sagt ein junger Marokkaner. Sie seien mit Stöcken bedroht und immer weiter geschubst worden, berichtet auch Souleymane Griene. »Sie verprügelten und pushten uns in Richtung Meer.«

Es kam ein Händler von der Grenzstadt nebenan, der schauen wollte, woher seine wohlhabenderen Kunden kommen. Es kamen 15-jährige Schüler, die sich morgens von ihren Eltern verabschiedeten und mit Taschengeld und iPhone nach Europa aufbrachen. Eine 17-jährige Fußballspielerin, die sagt, sie fliehe vor ihrem gewalttätigen Vater.

Viele von ihnen fuhren im Sammeltaxi, auf dem Motorrad oder mit dem Bus aus dem ganzen Land in die marokkanische Grenzstadt Fnideq, die letzten zwei Kilometer gingen sie zu Fuß. Von Schmugglern erzählt nur einer. Am Zaun stoppte sie, so erzählen sie übereinstimmend, niemand. Sie schwammen durchs Meer um den Grenzzaun, später kletterten sie einfach durch Löcher in der europäischen Außengrenze. Woher diese Löcher kamen – unklar.

Auf den Straßen kursieren wilde Geschichten, wie es überhaupt zum Sturm auf Ceuta kam: Algerien, die USA, Israel – irgendwer müsse doch dahinterstecken. Belege gibt es für keine dieser möglichen Begründungen.

Viele vermuten, die marokkanische Regierung wolle Spanien eine Lektion erteilen. Einen Präzedenzfall dafür gibt es: Im Mai 2021 ließ sie im Streit über die von Marokko kontrollierte Westsahara die Grenzkontrollen für zwei Tage schleifen, rund 9000 Menschen gelangten nach Ceuta, mindestens 1500 von ihnen Minderjährige.

Auch diesmal lassen sich Gründe finden, warum Marokkos Regierung verstimmt gewesen sein könnte: Mitte Juli reiste Spaniens Regierungschef Pedro Sánchez nach Algier und traf Präsident Abdelmadjid Tebboune, um die Beziehungen zu Marokkos Erzfeind Algerien nach einer vierjährigen diplomatischen Krise zu normalisieren.

Auch die USA, Marokkos enge Partner, haben eine Rechnung mit Spanien offen: Madrid kritisierte Trumps Irankrieg, verweigerte den Amerikanern die Nutzung spanischer Basen. Im US-Kongress bezeichnete das Trump-Lager die spanischen Exklaven Ceuta und Melilla in dieser Woche als »von Spanien verwaltete Städte« auf »marokkanischem Territorium«.

Noch Tage später schwimmen Tausende Flipflop-Sandalen im Meer, an den Stränden treiben Rucksäcke und Schwimmreifen in der Brandung. Nur direkt am Zaun ist aufgeräumt, als wäre nie etwas passiert. Während oben auf der Promenade erschöpfte Migranten vom Militär zurück zur Grenze getrieben werden, ist der helle Sand unten fein gesäubert. Menschen baden, wo andere kurz zuvor ertranken.

Noch immer werden in Ceuta 2000 bis 6000 Migranten vermutet, zunehmend feindselig treiben spanisches Militär und Polizei sie zusammen, teils auf Militärlastwagen, meist zu Fuß. Als am Samstag die ersten Geschäfte wieder öffneten, standen teils Soldaten Spalier. Vor Lidl parkten gepanzerte Fahrzeuge.

Das Militär patrouilliert seit dem Wochenende in Konvois durch die Stadt wie durch ein Kriegsgebiet. Seit Montag sind Soldaten der Legión Española, der spanischen Fremdenlegion, zu sehen. Alle Hotels der Stadt sind seit Tagen durch Sicherheitskräfte ausgebucht. Und es kommt weiter Polizei vom Festland.

Es habe sie geschmerzt, die Migranten vor ihrem geschlossenen Café leiden zu sehen, sagt Nieves Castaño. »Aber wie soll ich 50.000 Personen ernähren?«

Sie betreibt die Cafetería Correos im Zentrum von Ceuta, dort, wo die Häuser pittoresk und die Gassen sauber sind: an der Plaza de España. Es ist ein Stück altes Spanien am äußersten Rand von Afrika.

Die Einheimischen, die sich hier treffen, tränken ihr Pan con tomate großzügig mit Olivenöl. Viele sind gut situierte Senioren, viele braun gebrannt, die Stimmung wirkt gedrückt. Etliche erzählen, sie hätten sich tagelang zu Hause eingesperrt vor Angst. Wenn in den Häusern abends Türen offen stehen würden, komme jetzt oft ein nervöser Nachbar, um sie zu schließen.

»Die Marokkaner wollen Ceuta und Melilla zurückholen«, sagt ein Rentner.

Nieves Castaño, 54, lebt ihr ganzes Leben in Ceuta und berichtet, schon Tage vor der »Invasion« seien vereinzelt Jugendliche in Neoprenanzügen durch die Straßen gelaufen. Anfangs habe sie sich nicht viel dabei gedacht. Dann, am Donnerstagmorgen, hätten ihre marokkanischen Kollegen Videos gezeigt.

»›Schau, sie kommen über den Zaun, sie kommen‹, sagten sie zu mir.« Kurz darauf seien die Straßen voll mit klatschnassen Jugendlichen gewesen.

Castaño klappte die Sonnenschirme ihres Cafés ein und verbarrikadierte sich. So wie sie tat es die ganze Stadt. Im Shoppingcenter Parque Ceuta wurden mittags die Rollläden heruntergelassen. Offiziell aus Sorge um »Kunden, Beschäftigte und Inhaber« empfahl der örtliche Unternehmerverband am Freitag die Schließung aller Geschäfte und begründete sie mit einer Bitte der Polizei. Die Stadt rollte sich ein wie ein Igel.

Zehntausende Menschen standen plötzlich ohne Wasser und Brot auf spanischem Territorium. Viele kehrten bereits am Freitag zurück nach Marokko.

Die Frage, über die nun gestritten wird, lautet: Hat Spanien sich die Situation selbst zuzuschreiben – oder war es das Ziel eines hybriden Angriffs, gar unterstützt von der marokkanischen Regierung? Belegt ist bislang wenig. Die spanische Zeitung »El País« hat rekonstruiert, dass anonyme TikTok-Konten behaupteten, die Grenze sei offen; die Videos und die Konten verschwanden später von der Plattform.

Die Regierung in Rabat dementiert jede Beteiligung, sie macht ein Urteil des spanischen Obersten Gerichtshofs verantwortlich: Danach dürfen Menschen, die schwimmend nach Ceuta gelangen wollen, nicht umgehend zurückgeschickt werden. Die Seegrenze sei, anders als der Zaun, keine physische Barriere, die man überwinden könne. Davon ausgehend habe sich in den sozialen Netzwerken eine Dynamik aufgebaut.

Die marokkanische Regierung teilt mit, man habe Madrid schon im Juli gewarnt; die eigenen Sicherheitskräfte seien nicht in der Lage gewesen, eine solche Zahl von Menschen aufzuhalten.

Madrid will von Warnungen nichts wissen, der Geheimdienst CNI habe keine Hinweise gehabt. Regierungschef Pedro Sánchez sprach von einem Angriff auf die territoriale Integrität des Landes und machte Schleuser verantwortlich. Die spanische Opposition fordert eine Untersuchung.

Auf der Plaza de los Reyes in Ceuta, vor dem örtlichen Regierungsgebäude, treffen sich am Sonntagabend Hunderte, die fürchten, dass sich Situationen wie diese wiederholen. Sie schwingen Spanienflaggen. Im Chor rufen sie: »Wir sind Spanier, Spanier, Spanier«, »Ceuta steht nicht zum Verkauf« und »Pedro Sánchez, Hurensohn«.

Viele Bewohner Ceutas fordern von ihrer Regierung verstärkte Grenzkontrollen und mehr Polizei. Die rechte Kundgebung und ein Gegenprotest gehen ineinander über.

Kurz zuvor hatte schon Santiago Abascal, der Chef der rechtsradikalen Partei Vox, Ceuta besucht; ebenso Alberto Núñez Feijóo, Vorsitzender des konservativen Partido Popular. Auch der österreichische Rechtsextremist Martin Sellner ist in der Stadt.

An der Calle Capitán Claudio Vázquez stehen zwei gelbe Bauzäune auf der Nebenstraße. Junge Männer bewachen sie. Einer von ihnen hat einen Golfschläger in der Hand. Er sei eigentlich Koch für italienisches Essen in Tanger, sagt er. Als das spanische Militär in Radpanzern vorbeifährt, jubeln er und seine Nachbarn ihm zu.

Anders, als jetzt oft suggeriert wird, ist Ceuta kein Außenposten des weißen Europas. Mehr als 40 Prozent der Bevölkerung sind Muslime. Häufigster Vorname bei Neugeborenen: Mohamed. Viele leben in gemischten Familien.

Seit dem Wochenende ist zu beobachten, wie spanische Sicherheitskräfte Menschen zur Grenze bringen, die teils noch Kinder sind. Manchen, die verletzt sind, helfen Soldaten, um sie außer Landes zu bringen. Am Montag taucht ein Fremdenlegionär auf, der auf der Promenade einen weinenden Jungen vor sich herschiebt. Er sei zwölf und aus Marokko, sagt der Junge. »Nicht nach Marokko, nein«, ruft er. Der Soldat lässt erst von ihm ab, als eine Passantin und Beobachter ihn auf die Rechtslage hinweisen: Minderjährige dürfen nicht ohne Einzelfallprüfung abgeschoben werden.

Hunderte Minderjährige harren noch in der Stadt aus. Einige erzählen, ihre Eltern hätten sie geschickt, teils seien sie auf eigene Faust aufgebrochen. 862

Heranwachsende wurden inzwischen in Obhut genommen, täglich werden es mehr. Zwei Schulen sollen jetzt zu Notlagern umfunktioniert werden.

Als der SPIEGEL Anfang der Woche eine Notunterkunft in einem Industriegebiet am Stadtrand besucht, sitzen dort Hunderte im Freien, darunter viele Mädchen. Sie berichten von Belästigungen und kommen an diesem Ort zusammen, weil sie sich woanders nicht sicher fühlen.

Die meisten der Zehntausenden, die in die Stadt gekommen waren, sind Marokkaner. Doch unter ihnen waren auch Menschen aus Subsahara-Afrika, die sich seit Jahren auf dem Weg nach Europa befinden. An der Playa del Trampolín im Nordwesten der Exklave sammelt sich eine Gruppe von ihnen um ein Lagerfeuer.

Angelehnt an einen Baumstamm sitzt Baye Gana Pouye, 27, aus Senegal. Er hat keine Schuhe, anstelle eines Pullovers trägt er ein Handtuch. Neben ihm sind Sudanesen, Ivorer, Kameruner, Gambier. Sie sehen erschöpft aus und verunsichert. Europa hatten sie sich anders vorgestellt.

Pouye ist seit Dezember 2024 unterwegs nach Norden. Über Gambia sei er nach Tanger in Marokko gelangt. Er sei gerade dabei gewesen, zu beten, als ein Freund anrief und ihm von Ceuta erzählte. Er habe eilig seine Mutter im Senegal angerufen und ihr gesagt: »Mama, die Grenze ist offen. Ich gehe nach Europa!« Um schnell loszukommen, habe er sogar seinen Lohn zurückgelassen. An der Grenze habe er festgestellt, so sagt er, dass sie zumindest für ihn nicht offen sei. Während die Marokkaner durchgewinkt worden seien, habe die Polizei versucht, schwarze Menschen wie ihn zurückzustoßen. Auch er berichtet von Schlägen.

Schon am Strand habe er über vier Leichen steigen müssen. Es sei stockdunkel gewesen, der Wellengang hoch. »Ich bin ein guter Schwimmer«, sagt er. »Aber alle, die nicht gut schwimmen konnten, hatten es sehr hart.« Seinen linken Fuß hat er an den Felsen verletzt. Aber er habe es erst gar nicht bemerkt. Er habe nur an Europa gedacht.

Pouye verlor seine Schuhe und die Hose, sein Geld und das Handy. Alles, was er noch habe, sagt er, sei die Telefonnummer seiner Mutter. Als er sie vom

Handy der Reporterin anruft, klingt seine Stimme gefasst. Es ist die Stimme eines Kindes, das versucht, seinen Eltern die Sorgen zu nehmen.

Für Pouye gibt es wenig Gründe zurückzukehren. In Marokko seien Schwarze noch unerwünschter als hier. Die Polizei habe sie teils mit Messern traktiert, die Busfahrer in Fnideq hätten sich geweigert, sie zur Grenze mitzunehmen.

Die Bar mit dem Namen Puerta de Europa, Tor zu Europa, direkt an der Grenze ist am Wochenende geschlossen. Unmittelbar dahinter werden zu Wochenbeginn immer wieder Marokkaner auf Pritschenlastern des spanischen Militärs ins Sperrgebiet an der Grenze gebracht. Wer aus Erschöpfung freiwillig geht und wer unter Zwang, ist unklar.

Manche, die vergangene Woche hier euphorisch ankamen, riefen »Viva España!«. Jetzt, auf den letzten Metern Spaniens, rufen manche »Fuck you, Ceuta«.

In der marokkanischen Stadt Fnideq, auf der anderen Seite der Grenze, hat man Europa ständig im Blick: die Nachbarstadt Ceuta. Man sieht die Linien der Architektur, abends die Lichter, hört Geschichten von denen, die »drüben« waren. Man atmet dieselbe Luft wie die Nachbarn, und doch trennen der Zaun, die Kontrollen und Papiere, die man nicht hat, zwei Welten.

Der Markt von Fnideq ist voller Rückkehrer aus der verbotenen Stadt. Die Männer sitzen unter Sonnenschirmen, verkaufen Fußballtrikots von Mbappé und von der marokkanischen Nationalmannschaft. Viele wollen nicht reden. Überall in der Stadt stehen Polizisten, immer wieder rollen Armeefahrzeuge vorbei.

Einer der Rückkehrer ist Samir, 16 Jahre alt. Der Rucksack hängt ihm am schmalen Körper herunter, im Gesicht klebt noch Sand. Er sei gerade erst aus Ceuta gekommen, sagt er. »Mein Bruder hat es nicht geschafft, er wurde nur 20 Jahre alt«, erzählt er, fast nebenbei. Ob seine Mutter Bescheid wisse? »Ne, die wird nur ohnmächtig.«

Samir kommt aus Zagora, so erzählt er, einer Oasenstadt rund 1000 Kilometer von Fnideq entfernt, am Rand der Sahara. Hinter ihm liegt eine

Odyssee: Bus nach Agadir, weiter nach Casablanca, Zug nach Tanger, dann per Auto. Und jetzt? Samir sagt, er habe einen Plan. »Ich werde Friseur in Spanien.« Traurig sei er nicht. »Ich werde es wieder versuchen. Europa ist nur eine Frage der Zeit.«

Es sind junge Männer und halbe Kinder wie Samir, Teil der Generation Z, die in Marokko keine Zukunft mehr sehen. Im vergangenen Oktober entlud sich ihr Frust bei den »Gen Z 212«-Protesten: eine lose, digitale Jugendbewegung, benannt nach der Landesvorwahl +212, die binnen weniger Wochen Demonstrationen in allen großen Städten auslöste. Mehr als ein Drittel der Marokkaner zwischen 15 und 24 Jahren ist arbeitslos und nicht in Ausbildung, ein erheblicher Teil hat die Jobsuche ganz aufgegeben.

Der König, der gerade sein Thronjubiläum feierte, gilt vielen als Symbol der Ungleichheit: Während die Jungen im Land ausharren müssen, wird er regelmäßig in Paris gesehen.

In Fnideq sitzen viele mit der immer selben Frage vor sich: Wie sähe mein Leben aus, wenn ich da drüben wäre? Welche Chancen hätte ich? Welcher Mensch wäre ich?

»Es war ein Spiel, und wir sind einfache Leute – wir sind drauf reingefallen«, sagt Youssef, er ist 38 Jahre alt, kauert auf dem Boden in Fnideq, neben ihm ein Glas Minztee. Auch er war drüben in Ceuta, »aus Angst, etwas zu verpassen« – und um für seine Familie zu sorgen. »Männer, die das nicht können, sind in Marokko nichts wert«, sagt er. Er habe sich über die marokkanischen Polizisten an der Grenze gewundert, die die Marokkaner sogar zum Schwimmen angefeuert hätten, so erzählt er es. Es gebe, so erklären hier einige, die Unterstützung durch die Sicherheitskräfte, eine Art unausgesprochenen Brüder-Code: Man nimmt niemandem die Chance auf ein besseres Leben in Europa.

Noch einmal will Youssef es nicht probieren. »Ich habe den Tod gesehen.« Direkt neben ihm seien die Eltern eines Kleinkinds ertrunken, das dann von der spanischen Polizei allein an Land gezogen wurde.

Als er in Ceuta ankam, hatten noch ein paar Geschäfte offen. Mit marokkanischem Dirham kaufte er Thunfisch und Brot. Als immer mehr seiner Landsleute ankamen, waren die Geschäfte in Ceuta plötzlich zu, erzählt er. Kein Essen, kein Wasser. Nachts schlief er auf der Straße. Am Freitag lief er zurück nach Marokko. »Ich bin fast gestorben vor Hunger«, sagt Youssef.

Und die EU? Hat sich wegen Ceuta erst öffentlich zerlegt und dann schnell wieder zusammengefunden, so schnell, dass die eigentliche Frage nach der Verantwortung weiterhin unbeantwortet bleibt.

Beim Notfalltreffen der EU-Innenminister am Dienstag in Brüssel lobten dieselben Regierungen Spaniens Krisenmanagement, die wenige Tage zuvor noch seinen Ausschluss aus dem Schengenraum gefordert hatten. Marokkos Rolle wurde nicht offiziell benannt – zu heikel. Rabat ist zu wichtig. Die EU plant, die Partnerschaft mit dem Königreich sogar auszubauen: mehr Geld, mehr Koordination, mehr Abhängigkeit. Wer die Grenze kontrolliert, sitzt am längeren Hebel. Das weiß Rabat, das weiß Brüssel.

Die sichtbarste Antwort Spaniens ist nun eine 500 Meter lange schwimmende Barriere aus Bojen, die seit Samstag am Tarajal-Wellenbrecher im Wasser liegt – dem Abschnitt, durch den die meisten geschwommen kamen. Sie ragt 30 bis 70 Zentimeter aus dem Wasser, reicht bis zu einem Meter in die Tiefe, daneben patrouillieren Boote der Guardia Civil. Sie lässt sich überwinden, aber wer diese physische Barriere überwunden hat, kann dann doch direkt zurückgewiesen werden.

Es sind Antworten auf die Frage, wie man verhindert, dass Menschen kommen – aber nicht auf die Frage, warum sie kommen und es immer wieder versuchen werden.

Drei Tage nach der Massenflucht sitzen drei Jungen am Busbahnhof von Tanger, alle in Flipflops, auf dem Tisch ein Ladekabel und die Reste eines hastigen Essens: Brotkrümel, ein paar Eierschalen, ein Tetrapak Saft. Sie sind gerade aus Ceuta zurückgekehrt – nicht wegen der Polizei oder aus Angst, sondern: wegen Hunger.

Hussein, 18, Marwan, 19, und Mohamed, 18, sind beste Freunde aus Agadir. Auch sie sind wegen Social Media losgezogen. »Das Schlimmste im Meer waren die Leichen«, sagt Hussein. Ein Mann gehe ihm nicht mehr aus dem Kopf, Mitte dreißig vielleicht, er war grün angelaufen. Hussein schüttelt den Kopf.

»Europa bleibt ein Traum, den ich nicht aufgeben werde«, sagt Hussein trotzdem.

Dass es auch Probleme in Europa gebe, wollen sie nicht hören. »Wie sagt man so schön: Europa ist kein Paradies, aber dort wird mein Herz zur Ruhe kommen«, sagt Mohamed. »Der Mensch hat in Europa ein Recht auf Bildung, auf Gesundheit«, sagt Hussein, er zeigt auf sein Ohr, es ist rot entzündet. »Ich kann da einfach ins Krankenhaus gehen.«

Und sie haben Pläne: Marwan und Mohamed wollen Barbershops eröffnen, Hussein spricht von Export und Import. »Europa ist unsere Zukunft, koste es, was es wolle«, sagt er.

Erst einmal seien sie froh, überlebt zu haben. Aber bald wollen sie Flossen und einen Neoprenanzug kaufen und üben, im eigenen Meer. Und dann wieder losschwimmen: nach Melilla. Eine andere spanische Exklave.